

## Kanzelrede, Mozartfest Festgottesdienst St. Stephan

Prof. Dr. Dag Nikolaus Hasse, Pfingstsonntag, 5. Juni 2022

Liebe Gemeinde,  
sehr geehrte Damen und Herren!

Am Pfingstsonntag des Jahres 1727 wurde die Kantate Nr. 34 von Johann Sebastian Bach zum ersten Mal aufgeführt: in der Nikolaikirche in Leipzig. Die Gottesdienstbesucher erhielten ein gedrucktes Textblatt zum Mitlesen, so wie Sie heute. Der Text des prächtigen Eingangschores beginnt mit den Worten "O ewiges Feuer, o Ursprung der Liebe" und endet mit den Sätzen "Wir wünschen, o Höchster, dein Tempel zu sein. Ach, lass dir die Seelen im Glauben gefallen." Vermutlich wussten manche Besucher damals in der Nikolaikirche, dass Bach diesen Text erst vor kurzem hatte umdichten lassen. Denn die letzten beiden Sätze lauteten ursprünglich: "Ach lass doch auf dieses vereinigte Paar die Funken der edelsten Regungen fallen!" Die Worte "vereinigtes Paar" meinen: ein Brautpaar.

Die heutige Pfingstkantate war ursprünglich keine Pfingstkantate, sondern eine Hochzeitskantate, die Bach ein oder zwei Jahre vorher komponiert hatte. Der anonyme Textdichter hat den Text der Hochzeitskantate sehr geschickt auf das Thema Pfingsten umgeschrieben. Doch in Text und Musik ist immer noch viel von dem Thema Hochzeit zu spüren: von Liebe, von Feuer, von Herzen, von Frieden und Segen, die Gott dem Haus des "vereinigten Paares" schenken möge. Das Orchester ist festlich besetzt: mit drei Trompeten und mit Pauken. Und die Eingangs- und Schlusschöre haben etwas Jubilierendes.

Wie passt das zu Pfingsten? Ist Pfingsten ein so fröhliches Fest?

Das Wort Pfingsten kommt vom Griechischen *pentekosté*, dem 50. Tag, und damit ist das jüdische Fest Schawuot, der 50. Tag nach Pessach gemeint, ein Erntedankfest nach der Weizenernte. In dem Jahr, als Jesus Christus gekreuzigt worden war, wurde dieses Fest auch in Jerusalem gefeiert. Deswegen waren viele Menschen in der Stadt. Die Apostelgeschichte des Neuen Testaments berichtet nun: Die Jünger Jesu waren zusammen in einem Haus, als sich plötzlich vom Himmel her ein Geräusch wie ein starker Wind einstellte und alle Jünger mit dem Heiligen Geist erfüllt wurden, sichtbar durch Feuerzungen über ihren Köpfen, und in anderen Sprachen über Gott zu reden (und vermutlich auch zu singen) begannen. Das erregte Aufsehen auf der Straße. Die Menschen wunderten sich, denn sie wussten, dass die Jünger alle aus Galiläa stammten, also nur einen Dialekt sprachen. Doch jetzt redeten sie in allen Sprachen der jüdischen Welt. Manche sagten: "Die sind wohl betrunken." Darauf reagierte Petrus und erklärte: Nein, sie sind nicht betrunken, sondern Gott hat seinen Geist auf sie ausgeschüttet. Und dann begann Petrus, von Jesus von Nazareth zu berichten.

Es gibt zwei Deutungen dieser Sprachwundergeschichte, die mir fremd sind: Für viele Anhänger der sogenannten Pfingstkirchen, die vor allem in Südamerika verbreitet sind, verbindet sich mit Pfingsten die Hoffnung auf ein persönliches Pfingsten: dass der Heilige Geist auch auf mich selbst ausgegossen werde, samt seinen Gaben wie Weissagung, Krankenheilung

oder Fähigkeit zum Predigen. Von diesen Gaben steht aber nichts in der Pfingstgeschichte. Die Jünger haben nichts Neues erfahren und keine Fähigkeiten erworben außer einer einzigen: Sie sind für alle Menschen verständlich.

Die zweite Deutung ist traditionell-kirchlich. Die Pfingstgeschichte symbolisiere den Beginn der christlichen Mission: der weltweiten aktiven Verbreitung des Christentums unter Andersgläubigen. Mit der Idee der "Mission" habe ich meine Schwierigkeiten. Ich wünsche mir, dass wir ohne Mission und Bekehrungsversuche auskommen. Dass wir Menschen, die einen anderen Glauben oder auch eine ganz andere Einstellung zur Welt haben als wir selbst, mit Toleranz und Respekt begegnen. Ohne sie bekehren zu wollen.

Erlauben Sie mir also, Pfingsten einmal frei zu räumen von den Themen persönliche Inspiration und Mission. Was gibt es dann an Pfingsten fröhlich zu feiern? Mich beeindruckt an der Pfingstwunder-Erzählung die Idee, dass Menschen andere Menschen trotz aller Unterschiede verstehen können. Denn alle werden in ihrer eigenen Muttersprache angesprochen. Und es geht nicht um eine kleine Gruppe von Menschen, eine Oberschicht oder ein ausgewähltes Volk, sondern um alle Völker und alle Menschen.

Darin drückt sich eine christliche Einstellung aus, die durchaus soziale und politische Sprengkraft in der Antike hatte: Alle Menschen können Christen werden. Paulus formuliert diese Einstellung in einem berühmten Satz im Galater-Brief [3:28]: "Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus." Was Paulus hier sagt, ist eine Herausforderung, auch heute noch, und war damals eine Herausforderung an die Hierarchien des römischen Reiches: Hierarchien von Nationalität ("nicht Jude noch Grieche"), sozialem Status ("nicht Sklave noch Freier") und Geschlecht ("nicht Mann noch Frau").

Man muss natürlich sofort hinzufügen: Paulus geht nicht so weit zu sagen, dass alle *Menschen* gleich sind; nur die Christen sind gleich. Und Paulus spricht auch nicht über gesellschaftliche Reformen, sondern nur darüber, dass "in Christus Jesus" alle gleich sind. Und wir wissen natürlich auch: Etwas sagen ist das eine, etwas tun das andere. Viele Christen in der Geschichte haben diesen Satz des Paulus ignoriert und sich herablassend gegenüber Menschen anderer Herkunft, gegenüber Sklaven und Frauen verhalten.

Trotzdem ist dieser Satz stark. Und Ideen können langfristig wirken. In der UNO-Menschenrechtserklärung von 1948 heißt es in Artikel 1: "Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren." Die Geschichte der Idee der Gleichheit aller Menschen ist viele Jahrhunderte lang und umfasst viele Kontinente und Kulturen: islamische, chinesische, jüdische, neuzeitlich-aufklärerische und viele andere. Der Satz des Paulus hat in dieser Geschichte einen wichtigen Platz.

Die Pfingstwunder-Erzählung gehört für mich auch in die Geschichte der Gleichheitsvorstellungen. Hier geht es zwar nicht um das Aufheben von Hierarchien, aber doch um die Überwindung von Grenzen: von sprachlichen Grenzen. Pfingsten birgt einen Optimismus: den Optimismus, dass Menschen andere Menschen verstehen können, obwohl sie aus vielen verschiedenen Völkern stammen. Was hier erzeugt wird, ist Gemeinschaft in der Vielfalt.

Pfingsten ist eine christliche Art und Weise zu sagen: Wir sind alle Menschen, wir können einander im Prinzip verstehen, trotz aller Unterschiede.

[Das Überwinden von Grenzen]

Wie aber soll das für uns möglich sein, ohne dass ständig Pfingstwunder herabregnen? Woher können wir einen solchen Optimismus gewinnen? Es gibt doch so viele Grenzen: sprachliche, nationale, persönliche. Die gab es auch damals in Jerusalem, unter den Passanten, wie die Apostelgeschichte schreibt (und jetzt folgt eine wunderbare Völkerliste):

"Parther und Meder und Elamiter und die da wohnen in Mesopotamien, Judäa und Kapadozien, Pontus und der Provinz Asia, Phrygien und Pamphylien, Ägypten und der Gegend von Kyrene in Libyen und Römer, die bei uns wohnen, Juden und Proselyten, Kreter und Araber: Wir hören sie in unsern Sprachen die großen Taten Gottes verkünden." [Apg 2:9-11]

Jerusalem war eine Vielvölkerstadt, nicht besonders groß, aber multiethnisch wie viele Städte des Mittelmeerraumes. Und wie alle unsere Städte heute. Wir sehen Menschen vieler Sprachen, vieler Kleidungen, vieler Hautfarben, auch vieler Religionen auf unseren Straßen. Für manche ist das einfach nur eine Bereicherung; für andere ist es nicht so leicht. Die meisten von uns kennen das Gefühl, dass einem Menschen fremd vorkommen. Manchmal schämen wir uns dafür. Ich glaube, dass wir uns dafür nicht schämen müssen, dass diese Gefühle ganz natürlich sind. Wir können nebeneinander leben, einander manchmal fremd vorkommen und trotzdem eine funktionierende Gemeinschaft bilden. Wenn wir etwas vom Pfingstwunder-Optimismus in unser Leben einbauen.

Wie kann das im Alltag gelingen? Vielleicht indem wir von den Vielvölkerstädten und -dörfern der Vergangenheit lernen. Zum Beispiel von Jerusalem viele Jahrhunderte nach dem Pfingstwunder, im 16. bis 19. Jahrhundert, unter osmanischer Herrschaft, und überhaupt von Palästina, Libanon, Syrien, wo in denselben Dörfern und Städten Christen, Juden, Muslime, Alawiten und Drusen zusammenlebten. Man hat zwar nicht über die Grenze der eigenen Gruppe hinweg geheiratet, aber religiöse und ethnische Grenzen waren trotzdem viel weniger wichtig als heute, wie wir aus den Forschungen der Historiker James Grehan<sup>1</sup> und Alejandro García-Sanjuán<sup>2</sup> wissen.

Religiöse Feiertage waren im Nahen Osten eine Angelegenheit für die gesamte Gemeinschaft. Die Osterfeiern zogen Muslime und Juden ebenso an wie Christen. An den jüdischen Festen Pessach und Purim erhielten jüdische Familien Besuche und Glückwünsche von muslimischen und christlichen Nachbarn, und man feierte gemeinsam auf der Straße. Zum Beten gingen alle zu Heiligengräbern der Gegend, gleichgültig ob es nun das Grab eines christlichen oder muslimischen Heiligen war. Christen und Juden beteten gern mit der Stirn auf dem Boden und umrundeten feierlich heilige Stätten – wie die muslimischen Nachbarn. Viele Mus-

1 Grehan, James: *Twilight of the Saints: Everyday Religion in Ottoman Syria and Palestine* (New York, 2016).

2 García-Sanjuán, Alejandro: *La celebración de la Navidad en al-Andalus y la convivencia entre cristianos y musulmanes*. In: *Te cuento la Navidad. Visiones y miradas sobre las fiestas de invierno* (Sevilla, 2011), S. 43-49.

lime besprenkelten ihre Neugeborenen mit Wasser und schlugen das Kreuz über der Getreideerde. Dadurch wurden sie nicht zu Christen. Sie teilten einfach nur die Rituale. So war das und so ist es immer noch zum Teil in manchen Gegenden des Nahen Ostens.

Ganz Ähnliches kennen wir aus dem muslimischen Spanien des 8. bis 15. Jahrhunderts. In Cordoba, im 9. Jahrhundert, schimpfte ein christlicher Theologe darüber, dass alle begabten jungen Christen arabische Bücher lesen und enthusiastisch über arabische Literatur, Philosophie und Theologie diskutieren, dass sich aber kaum einer finde, der noch anständig Latein könne und religiöse Schriften auf Latein lese.

Umgekehrt nahmen spanische Muslime häufig an christlichen Feiertagen teil. Das wissen wir, weil sich muslimische Rechtsgelehrte darüber beschwerten, offenbar ohne großen Erfolg. Fünf christliche Feiertage waren die beliebtesten bei den Muslimen: Weihnachten; das Januurfest (also Neujahr); Nayrūz, die Tagundnachtgleiche am 20./21. März; das "Donnerstag im April"-Fest (also Gründonnerstag); und schließlich die Sommersonnenwende, das Johannistfest, der 23. Juni. Dieses Juni-Fest fand in der Regel mit Pferderennen statt. An vielen Festen wurden kleine Geschenke ausgetauscht, vor allem Delikatessen und Schmuck, und man traf sich an Straßenständen in den andalusischen Städten. Und man sang und musizierte in denselben musikalischen Formen.

Wenn wir das hören, merken wir: Heutzutage denken wir viel zu sehr in religiösen Blöcken. Oder wir reden sogar vom Kampf religiös geprägter Zivilisationen, was ich besonders schädlich und unsinnig finde. Als ob Religionen nur Grenzen erzeugen würden. Meine Beispiele aus dem Nahen Osten und Spanien zeigen, dass unterschiedliche Religionen auch Menschen zusammenbringen können. Sollte es mehr Pferderennen geben an religiösen Feiertagen? Manche von Ihnen sind heute vermutlich nicht nur wegen des Gottesdienstes in dieser Kirche. Und genau so darf es auch sein. Ein Professor auf der Kanzel ist leider bei weitem nicht so gut wie ein Pferderennen. Aber die Musik, Mozart, Praetorius und Bach, die Pauken und Trompeten, das Orchester, der Chor und die Solisten, das Mozartfest ist heute unser Pferderennen.

Manche von Ihnen sind vielleicht nicht religiös, manche Katholiken, vielleicht auch Muslime, Juden, Orthodoxe. Indem sie in dieses Gotteshaus kommen, zeigen sie den Respekt, den wir in den Vielvölkerstädten unserer Zeit benötigen. Sie finden vielleicht den Dekan in seinem dunklen Talar und den Redner so weit oben auf der Kanzel befremdlich und denken sich: naja, die Protestanten halt. Aber Sie sind trotzdem hier, machen mit weniger religiösem Ernst mit und feiern auf diese Weise respektvoll und tolerant das Neben- und Miteinander in dieser Stadt. Die Musik hilft uns dabei, wie schon früher in Jerusalem und Andalusien. Sie bringt uns zusammen und lehrt uns auf diese Weise, dass wir unsere Einstellung zum Glauben und zu den Religionen nicht geklärt haben müssen, bevor wir in ein Gotteshaus gehen.

Wir sollten versuchen, etwas von der Selbstverständlichkeit des Nebeneinanders in den alten Vielvölkerstädten wiederzubeleben. Wir sollten versuchen, in Deutschland nicht nur Weihnachten jenseits religiöser Grenzen zu feiern, sondern auch daran zu denken, unseren Nachbarn (zu Hause oder am Arbeitsplatz) ein frohes jüdisches Purimfest, ein frohes muslimisches Zuckerfest, ein frohes orthodoxes Osterfest, ein frohes persisches oder chinesisches

Neujahrsfest zu wünschen. Falls wir nicht sogar selbst Gebäck mitbringen. Und danach kehren wir in unsere eigene kulturelle Gruppe zurück, mit der wir uns normalerweise umgeben.

Auf diese Weise erfüllen wir ein Nebeneinander mit Leben, das einen Mittelweg darstellt zwischen zwei Extremen: zwischen linksliberal Multikulturalität im Sinne von kultureller Vermischung und konservativ Integration im Sinne von Angleichung an eine Leitkultur. Ein multikulturelles Leben zu führen, ist nicht allen gegeben; es kann für manche eine Überforderung sein, und das liegt auch daran, dass es nicht schön, aber ganz natürlich ist, dass Mitbürger mit unterschiedlichen Sitten einander fremd vorkommen können. Doch das gefährdet noch nicht unser Gemeinwesen. Und das andere Extrem, die Idee einer Leitkultur, erzeugt ebenfalls zu viel Druck: Sie verschließt die Augen vor der Vielfalt der Lebensformen, die wir schon immer, auch in Mittelwesteuropa, hatten. Der Mittelweg der alten Vielvölkerstädte besteht in einem respektvollen Nebeneinander, das sich in vielen Kontexten bewährt hat, und das scheint mir eine wichtige Lehre für die Zukunft.

Ich wünsche mir, dass wir respektieren, dass es alle möglichen Lebensformen in unserer Umgebung gibt: religiös-konservative neben liberalen neben säkularen Muslimen, Christen, Juden; nicht-religiöse Lebensformen; progressive ebenso wie traditionell-familiäre Lebensformen. Wenn wir diesen Respekt und diese Gelassenheit nicht immer wieder aufbringen, dann geraten wir in die Gefahr eines Kulturkampfes zwischen linken und rechten Lebensformen, wie wir ihn zurzeit in den USA, in der Türkei, in Polen oder in Ungarn erleben.

Das Feiern des Pfingstfestes kann uns dabei helfen. Pfingsten ist ein fröhliches, ein Mut machendes Fest, weil Menschen hier das Versprechen Gottes feiern, dass wir einander verstehen können, jenseits aller Unterschiede, und dass es eine menschliche Gemeinschaft vor Gott gibt, in der Nation, sozialer Rang und Geschlecht keine Rolle spielen. Wenn Weihnachten und Ostern die Feste der guten Botschaft sind, ist Pfingsten das Fest, das die Gemeinschaft der Menschen in der Vielfalt feiert. Und diesen Optimismus zur Gemeinschaft können wir feiern, auch wenn wir uns vom Gedanken der Mission verabschieden.

[Die Bachkantate]

Um Gemeinschaft geht es auch bei einer Hochzeit: um die Gemeinschaft des Paares und der Menschen, die unter einem Dach wohnen. Johann Sebastian Bach musste daher beim Übergang von der Trauungskantate zur Pfingstkantate nicht viel ändern, weder textlich noch musikalisch.

Die Kantate ist jubilierend, aber sie ist auch feierlich im Ausdruck der Dankbarkeit. Gemeinschaft ist das Gegenteil von Allein-Sein und verlangt die Auseinandersetzung mit den anderen. Das ist nichts Einfaches. Manchmal gelingt Gemeinschaft einfach so, ohne dass wir recht wissen wie. Manchmal übersteigt sie unsere Kräfte. Die Kantate bittet daher um den Segen und den Frieden Gottes. Sie schließt mit Worten des Psalms 128, der ein Hausseggen ist. Der Bass singt: "Der Herr ruft über sein geweihtes Haus das Wort des Segens aus." Der Chor antwortet: "Friede über Israel ... Dankt, Gott hat an euch gedacht." Denn der Segen Gottes bewirkt, dass "Friede über Israel, Friede über euch" gesandt wird. "Israel" steht hier nicht für das Land oder das Volk, sondern für "euch", wie es im Text heißt, für diejenigen, die

Gottes Segen empfangen: die Menschen eines Hauses und die Menschen der Weltgemeinschaft.

Und so ist es an Pfingsten: Es geht um die Bitte um Frieden und Segen für ein gemeinsames Leben in dieser Welt. Diese Bitte ist besonders dringend in Zeiten des Krieges. Aber wir benötigen Frieden und Segen immer in unserem gemeinsamen Leben: wenn wir in unserem Land, unserer Stadt, mit unseren Nachbarn, in unserer Familie friedlich leben wollen.

Pfingsten ist eine christliche Art und Weise zu sagen: Ihr seid alle Menschen, ihr könnt das: ihr könnt einander verstehen, ihr könnt in Gemeinschaft leben.

Diese Zuversicht wünsche ich uns allen.